

UNIVERSITÄTSFORSCHUNGEN ZUR PRÄHISTORISCHEN ARCHÄOLOGIE

Aus dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität zu Köln
Kölner Beiträge zu Archäologie und Kulturwissenschaften

Band 264

Fremdheit –
Perspektiven auf das Andere

herausgegeben
von

Tobias L. Kienlin

2015

VERLAG DR. RUDOLF HABELT GMBH, BONN

Kienlin (Hrsg.) · Fremdheit – Perspektiven auf das Andere

Universitätsforschungen
zur prähistorischen Archäologie

Band 264

Aus dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität zu Köln

Kölner Beiträge zu Archäologie und Kulturwissenschaften
Cologne Contributions to Archaeology and Cultural Studies

1

Tobias L. Kienlin & Hans-Peter Wotzka (eds.)



2015

Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn

Fremdheit — Perspektiven auf das Andere

herausgegeben von
Tobias L. Kienlin



2015

Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn

Redaktionelle Bearbeitung: Dr. Leonie C. Koch, Büro für Redaktion und Archäologie, Frankfurt/Köln
Satz und Layoutentwurf: Susanne Kubenz M.A., Halle (Saale)
Umschlagabbildung: Pyxisdeckel aus Minet el Bheida
(vgl. Beitrag von Rüden in diesem Band S. 138 Abb. 1)

Gesamtherstellung: Druckerei Martin Roesberg, Alfter-Impekoven

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des
Verlages und des Herausgebers unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung,
Übersetzung, Mikroverfilmung und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren eigenverantwortlich.

ISBN 978-3-7749-3950-9

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detailliertere bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Copyright 2015 by Tobias L. Kienlin, Köln & Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn

VORWORT DER HERAUSGEBER

Die Reihe „Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie“ soll einem in der jüngeren Vergangenheit entstandenen Bedürfnis Rechnung tragen, nämlich Examensarbeiten und andere Forschungsleistungen vornehmlich jüngerer Wissenschaftler in die Öffentlichkeit zu tragen. Die etablierten Reihen und Zeitschriften des Faches reichen längst nicht mehr aus, die vorhandenen Manuskripte aufzunehmen. Die Universitäten sind deshalb aufgerufen, Abhilfe zu schaffen. Einige von ihnen haben mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln unter zumeist tatkräftigem Handanlegen der Autoren die vorliegende Reihe begründet. Thematisch soll darin die ganze Breite des Faches vom Paläolithikum bis zur Archäologie der Neuzeit ihren Platz finden.

Ursprünglich hatten sich fünf Universitätsinstitute in Deutschland zur Herausgabe der Reihe zusammengefunden, der Kreis ist inzwischen größer geworden. Er lädt alle interessierten Professoren und Dozenten ein, als Mitherausgeber tätig zu werden und Arbeiten aus ihrem Bereich der Reihe zukommen zu lassen. Für die einzelnen Bände zeichnen jeweils die Autoren und Institute ihrer Herkunft, die im Titel deutlich gekennzeichnet sind, verantwortlich. Sie erstellen Satz, Umbruch und einen Ausdruck. Bei gleicher Anordnung des Umschlages haben die verschiedenen beteiligten Universitäten jeweils eine spezifische Farbe. Finanzierung und Druck erfolgen entweder durch sie selbst oder durch den Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, der in jedem Fall den Vertrieb der Bände sichert.

Herausgeber sind derzeit:

Kurt Alt (Mainz)
François Bertemes (Halle)
Nikolaus Boroffka (Berlin)
Peter Breunig (Frankfurt am Main)
Philippe Della Casa (Zürich)
Manfred K.H. Eggert (Tübingen)
Clemens Eibner (Heidelberg)
Frank Falkenstein (Würzburg)
Ralf Gleser (Münster)
Bernhard Hänsel (Berlin)
Alfred Haffner (Kiel)
Albert Hafner (Bern)
Svend Hansen (Berlin)
Ole Harck (Kiel)
Joachim Henning (Frankfurt am Main)
Christian Jeunesse (Strasbourg)
Albrecht Jockenhövel (Münster)
Tobias L. Kienlin (Köln)
Rüdiger Krause (Frankfurt am Main)
Klára Kuzmová (Trnava)
Amei Lang (München)
Andreas Lippert (Wien)
Jens Lüning (Frankfurt am Main)

Joseph Maran (Heidelberg)
Carola Metzner-Nebelsick (München)
Johannes Müller (Kiel)
Ulrich Müller (Kiel)
Michael Müller-Wille (Kiel)
Mária Novotná (Trnava)
Bernd Päffgen (München)
Diamantis Panagiotopoulos (Heidelberg)
Christopher Pare (Mainz)
Hermann Parzinger (Berlin)
Heidi Peter-Röcher (Würzburg)
Britta Ramminger (Hamburg)
Jürgen Richter (Köln)
Sabine Rieckhoff (Leipzig)
Thomas Saile (Regensburg)
Wolfram Schier (Berlin)
Thomas Stöllner (Bochum)
Biba Teržan (Berlin)
Gerhard Tomedi (Innsbruck)
Ulrich Veit (Leipzig)
Karl-Heinz Willroth (Göttingen)
Andreas Zimmermann (Köln)

Kölner Beiträge zu Archäologie und Kulturwissenschaften – Cologne Contributions to Archaeology and Cultural Studies

Folgt man dem weiten Verständnis, dass Kultur alles sei, „was im Zusammenleben von Menschen der Fall ist“¹, so ist eine Bestimmung der Archäologie als Kulturwissenschaft unabweisbar. Dies gilt umso mehr, als sich die verschiedenen Archäologien schon traditionell auch mit solchen Aspekten menschlicher Kultur befassen – etwa Raum, Materialität oder Medialität –, die erst kürzlich in den Blick anderer Disziplinen der Geschichts-, Sprach- oder Sozialwissenschaften gerieten, als diese begannen, sich im Rahmen als sogenannter *turns* ausgewiesener Paradigmenwechsel in Teilen neu als Kulturwissenschaften zu bestimmen.

Dabei ist oft die problematische Tendenz zu beobachten, ein Selbstverständnis als Kulturwissenschaft gegen ein traditionelleres Fachverständnis in Stellung zu bringen. *Turns* oder ‚Wenden‘, die eigentlich nur die berechtigte Ausweitung des forschenden Interesses auf neue Aspekte dessen markieren sollten, was Menschen in den verschiedensten historischen Kontexten an kulturellen Ausprägungen hervorbringen, werden zum forschungsstrategischen Kampfbegriff auf einem Markt

einander immer rascher ablösender Theoriemoden.

Die Archäologien hingegen, deren Zugehörigkeit zu dem weiten Feld der Kulturwissenschaften eigentlich außer Frage stehen sollte, entziehen sich einer solchen Selbstbestimmung oft schlicht durch Mangel an Reflexion. Hier ist ein immer noch vorherrschender Positivismus zu nennen, heute bisweilen gewendet in die Auffassung, wissenschaftlicher Fortschritt sei, wenn nicht schlicht durch mehr Daten, so doch durch die Anwendung immer neuer, meist aus den Naturwissenschaften entlehnter Methoden zu erzielen.

Ein Theoriedefizit vor allem der zentral-europäischen Archäologie wurde oft beklagt, doch muss auch auf gegenläufige Tendenzen hingewiesen werden. Seitens der Klassischen Archäologie arbeitet beispielsweise die in Hamburg beheimatete Zeitschrift „Hephaistos“ seit langem dagegen an. Aus der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie sind unter anderem die Arbeitsgemeinschaft „Theorie in der Archäologie“ und das Tübinger Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters mit dem langjährigen Lehrstuhlinhaber Manfred K. H. Eggert zu nennen, dem sich diverse Bände der Reihe „Tübinger Archäologische Taschenbücher“ verdanken. An verschiedenen Standorten sind Archäolo-

¹ A. Assmann, Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen. Berlin: Erich Schmidt Verlag ²2008, 13.

gien darüber hinaus inzwischen an Clustern oder Sonderforschungsbereichen beteiligt, die sich theoriegeleitet mit kulturwissenschaftlichen Fragestellungen befassen.

Gleichwohl kann man nicht sagen, dass in den Archäologien inhaltliche Konzepte für eine dauerhaft fruchtbare Aufstellung als Kulturwissenschaft ausreichend bestimmt wären. Vielmehr ist oft ein taktisches Verhältnis zu ‚Theorie‘ festzustellen, etwa bei der Teilnahme an inter- oder transdisziplinären Forschungsverbänden, ohne dass die ‚Antragsrhetorik‘ tatsächlich immer auf Anliegen und Forschungspraxis durchschlagen würde.

Vor diesem Hintergrund ist es das Ziel, mit dem Veranstaltungsformat der „Kölner Interdisziplinären Vorlesung Archäologie und Kulturwissenschaften“ sowie mit der Publikationsreihe der „Kölner Beiträge zu Archäologie und Kulturwissenschaften“ ein universitär verankertes Forum zu schaffen, um Themen und Ansätze vertiefend zu erörtern, die die verschiedenen kulturwissenschaftlichen Disziplinen verbinden, und diese Diskussionen als Publikation einem größeren Interessentenkreis zugänglich zu machen.

Ohne den Druck unmittelbaren Anwendungsbezugs, auch ohne den Drang, fortwährend neue *turns* ausrufen zu müssen, bevor noch die Implikationen der jeweils vorhergehenden bedacht sind, soll Erkenntnisgewinn gerade durch das Nebeneinander und die Zusammenschau verschiedener Fachtraditionen, Ansätze und Meinungen ermöglicht werden. Weder wird der Gestus des erhobenen theoretischen Zeigefingers angestrebt noch sollen kontroverse Debatten unter allen Umständen auf einen gemeinsamen Nenner gebracht oder als verbindlich erachtete Forschungsstrategien formuliert werden.

Als gewinnbringend erscheint es vielmehr, Differenz in Perspektiven und Herangehensweisen zuzulassen und sichtbar zu machen, um eine Reflexion auf den je eigenen Standpunkt zu erlauben. Ein Beitrag der Archäolo-

gien kann dabei in der großen zeitlichen Tiefe ihres Forschungsgegenstands liegen. Ebenso relevant ist ihr spezifisches Interesse an der Bedeutung materieller Kultur für die Konstruktion kultureller und sozialer ‚Realität‘ – vermitteln die Dinge doch kulturelle Klassifikationsschemata und habituelle Prägungen und sind gerade deshalb ‚wirkmächtig‘, weil ihr kommunikatives Potential, anders als jenes sprachlicher Aussagen, selten bewusst reflektiert wird.

Indem das kommunikative Potential materieller Kultur herausgestellt und die Anordnungen der Dinge in ihren sozialen Handlungsbezügen thematisiert werden, entstehen vielfache Anknüpfungspunkte an andere kulturwissenschaftliche Disziplinen, die sich ebenfalls mit der Rekonstruktion materieller und immaterieller Kommunikationsräume und Diskursfelder befassen. Entsprechendes gilt selbstverständlich auch für alle anderen Themen kulturwissenschaftlicher Theoriebildung, die auf ihre Reichweite in verschiedenen historischen Kontexten hin zu befragen sind.

Dabei kann es weder um eine Vereinnahmung der jeweiligen Nachbardisziplinen gehen noch um die Aufforderung, dort entwickelte Ansätze ‚anzuwenden‘. Vielmehr sollen ähnliche Problemlagen ermittelt und zudem aufgezeigt werden, welche Zugangsweisen in unterschiedlichen disziplinären Traditionen beim Umgang mit diversen Quellen bzw. Medien (Text, Sprache, Bild, materielle Kultur ...) denkbar sind.

Getragen wird dies von der Überzeugung, dass trotz aller Unterschiede der Fachtraditionen mit dem gemeinsamen Interesse an einem Verständnis der Vielfalt menschlicher Kulturäußerungen eine hinreichende Begründung des Gegenstands kulturwissenschaftlicher Forschung vorliegt. Und dass ferner wir alle als heutige Vertreter europäischer universitärer Disziplinen in unseren Konzeptualisierungen menschlicher Kultur an ähnliche Traditionen und geistesgeschichtliche Prädispositionen an-

knüpfen, deren Auswirkungen auf unser Tun es zu reflektieren gilt.

Gegenstand der ersten Ringvorlesung „Archäologie und Kulturwissenschaften“ an der Universität zu Köln im Sommersemester 2013, deren Beiträge nun vorgelegt werden können, war aus diesem Grund das Thema „Fremdheit – Perspektiven auf das Andere“. Die Beiträge zur zweiten Veranstaltung der Reihe im Wintersemester 2014/15 unter dem Titel „Emotionen“ befinden sich gegenwärtig in Druckvorbereitung. Mit Blick auf zukünftige Themen ist unter anderem an „Natur und Naturwahrnehmung“ sowie „Kulturkontakt und *Postcolonial Studies*“ gedacht.

Anregungen und Kooperationsvorschläge für zukünftige Ausgestaltungen sind herzlich willkommen. Neben dem Format der Ringvorlesung ist dabei insbesondere auch an *Workshops* und Tagungen gedacht. Darüber hinaus richtet sich das Angebot zur Veröffentlichung in den „Kölner Beiträgen zu Archäologie und Kulturwissenschaften“ aber an alle, die ein entsprechendes inhaltliches Anliegen teilen und einen Rahmen für ihre Publikationsprojekte suchen. Die Herausgeber freuen sich auf Anfragen und inhaltliche Diskussionen! (TLK)

★ ★ ★

If one agrees with the broad understanding that culture is everything, “which is the case for people living together” (A. Assmann 2008, 13), the identification of archaeology as a cultural study is irrefutable. It is even more so since different archaeological disciplines have already traditionally been concerned with aspects of human culture, such as space, materiality or mediality, whereas these aspects have only recently found their way into the view of other historical, linguistic or social disciplines when these partially redefined themselves as cultural studies in the context of paradigm shifts called *turns*.

In doing so often a problematic tendency to emplace the self-concept as a cultural study

against the more traditional understanding of the subject is noticeable. And *turns*, which were solely meant to mark the reasonable expansion of research interest to new aspects of all the different cultural characteristics humans develop in various historical contexts, now have become a research strategic polemic term on the market of the constantly changing vogues of theories.

In contrast, archaeologists, whose affiliation to the broad field of cultural studies should be beyond all question, often elude such a self-determination simply through lack of reflexion. Here one must mention the still predominant positivism, which today is often concealed in the idea that scientific advance can be achieved, if not through more data then by applying new methods, often borrowed from the ‘hard’ natural sciences.

This theoretical deficit has oft been lamented, especially for the central European archaeology. However, one should not forget to allude to opposite tendencies. On the part of classical archaeology, for instance, these are localised in the environment of the journal *Hephaistos* from Hamburg. On the part of prehistoric archaeology they are connected with the activity of the German *Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie* and with the Department for Pre- and Protohistory, University of Tübingen, under the supervision of the former holder of the chair M. K. H. Eggert (various volumes of the *Tübinger Archäologische Taschenbücher* series).

Nonetheless, one cannot say that central concepts are sufficiently determined in the archaeologies for a permanent and fruitful establishment as a cultural study. In fact, one often notices a tactical relation towards ‘theory’. This shows, e. g. in the matter of taking part in the inter- or transdisciplinary research networks which are so important today, without wordy rhetorics in the applications for funding truly affecting the actual concern and research practice.

Against this background, with the 'Cologne Interdisciplinary Lectures Archaeology and Cultural Studies' and the publication series 'Cologne Contributions to Archaeology and Cultural Studies' it is our goal to create a forum fixed in academic surroundings in order to debate and enhance relevant topics and theories, which link the different disciplines devoted to cultural studies. Without the pressure of direct application and without the urge of constantly having to declare new *turns* before having fully considered the implications of the previous one, knowledge is to be gained precisely by allowing the coexistence and synopsis of different academic traditions, approaches and views. The gesture of threateningly wagging a theoretical finger is not aspired, nor do controversial debates necessarily need to be reduced to a common denominator or rephrased as binding research strategies.

Rather, it is considered profitable to permit differences in perspectives and approaches and to uncover them in order to enable the reflexion of one's own personal point of view. One contribution archaeology could make would be, for example, of the great temporal depth of its object of research. Its specific interest in the significance of material culture for constructing cultural and social 'reality' is just as important, since objects convey cultural meaning and shape our habitus, and just that makes them 'potent', as, other than verbal statements, their communicative potential is seldom consciously deliberated.

By emphasising the communicative potential of material culture and broaching the issue of its importance for social action, many connecting factors for other cultural study disciplines engaged with the reconstruction of material and immaterial communication spaces and fields of discourse are given. Naturally the same applies for all the other areas of culture and social theory development, which can be continually compared and questioned to their range in different historical

contexts as well as the different structures of the available sources.

And yet, the aim is neither to monopolise neighbouring disciplines for one's own, nor to prompt an 'application' of their models and approaches. Instead, broadly comparable challenges are to be detected and also an effort is to be made to demonstrate the different approaches and methods that are thinkable for dealing with various sources and respectively media (text, speech, image, material culture ...) in different disciplinary traditions.

This is supported by the conviction that despite all their differences our academic traditions share an interest in understanding the diversity of human cultural expressions and therefore ample reason for the matter of cultural studies is existent. Even more, with our own conceptualisations of human culture we, who are all representatives of contemporaneous European academic disciplines, are tying in with similar traditions and predispositions of intellectual history, and their impact on our interpretations must be evaluated.

The topic of the first lecture series during the summer semester of 2013, which is published in this volume, was thus *Fremdheit – Perspektiven auf das Andere* ('Alterity – Perspectives on the *Other*'). The second course of the series, entitled 'Emotions', in the winter semester 2014/15 is currently in prepress. As to future topics we are considering 'Nature and Perceptions of Nature' as well as 'Culture Contact and Postcolonial Studies'.

Suggestions for the organisers and/or propositions for cooperation for future arrangements, which may also take the form of workshops or conferences, are very welcome. In addition, the 'Cologne Contributions to Archaeology and Cultural Studies' series is open to all sharing our concerns, and the editors welcome any manuscripts suggested for publication be they conference volumes or monographs. (TLK, translation: Maria Heitkamp)

Inhalt

Tobias L. Kienlin	
Fremdheit – Perspektiven auf das Andere. Zur Einführung	1
Herbert Uerlings	
Verkehrte Welten. Primitivismus in Literatur und Kunst der Klassischen Moderne	9
Christoph Antweiler	
Fremdheit, Identität und Ethnisierung: Instrumentalisierung des Anderen und ihre Relevanz für Archäologie und Ethnologie	25
Thomas Widlok	
Kulturtechniken: ethnographisch fremd und anthropologisch fremd. Eine Kritik an ökologisch-phänomenologischen und kognitiv-modularisierenden Ansätzen	41
Paul Roscoe	
Ethnographic Gifts: Some Cautions on the Use of Ethnographic Analogies from Contemporary Cultural Anthropology	61
Alexandra Karentzos	
Antikenideal und Alterität. „Echtes Antikisieren“ als künstlerisches Programm des 19. Jahrhunderts	79
Beat Schweizer	
„Griechische Archäologie“. Eine Archäologie des Fremden?	93
Christoph Ulf	
Korrelationen des Wandels. Die Formierung von Identität und Fremdheit bei Thukydides	109
Dietmar Till	
Kolonialismus des Geistes. Orientalismus und Geschichtsphilosophie bei Herder und Hegel	125
Constance von Räden	
Minoische Moderne, Thalassokratie und orientalische Despoten. Zwischen Orientalismus und Globalisierung in der Archäologie des östlichen Mittelmeerraumes	135
Tobias L. Kienlin	
All Heroes in Their Armour Bright and Shining? Comments on the Bronze Age ‘Other’	153

Erich Kistler	
Zwischen Lokalität und Kolonialität – alternative Konzepte und Thesen zur Archäologie eines indigenen Kultplatzes auf dem Monte Iato (West Sizilien: 7. Jh. v. Chr. – 1. Jh. n. Chr.)	195
Sebastian Brather	
Alteritäten und Identitäten. Perspektivenwechsel in der Frühmittelalterarchäologie	219
Brigitte Röder	
Jäger sind anders – Sammlerinnen auch. Zur Deutungsmacht des bürgerlichen Geschlechter- und Familienmodells in der Prähistorischen Archäologie	237
Manfred K. H. Eggert	
Das Rituelle als erkenntnistheoretisches Problem der Archäologie	255
Autorenverzeichnis	279

Jäger sind anders – Sammlerinnen auch. Zur Deutungsmacht des bürgerlichen Geschlechter- und Familienmodells in der Prähistorischen Archäologie

So fern und doch so nah: mit Urmenschen auf du und du

Zwischen unserem heutigen Leben und der rund 2,6 Millionen Jahre umfassenden Urgeschichte liegt eine enorme zeitliche und kulturelle Distanz. Deshalb wäre eigentlich zu erwarten, dass uns die urgeschichtlichen Lebensverhältnisse ‚fremd‘ erscheinen. Möglicherweise gab es in dieser langen Zeit sogar Formen des Zusammenlebens, die weder aus der jüngeren Geschichte noch von zeitgenössischen Gesellschaften bekannt sind, und die wir uns folglich gar nicht vorstellen können. Aus dieser Perspektive wäre anzunehmen, dass wir allergrößte Mühe hätten, uns in das urgeschichtliche Alltagsleben sowie in die Gefühls- und Gedankenwelt der damaligen Menschen hineinzusetzen und uns mit ihnen zu identifizieren. In der Regel ist jedoch das Gegenteil der Fall: Obwohl wir die Alltagserfahrungen urgeschichtlicher Menschen höchstens in geringem Maß teilen, erscheinen sie uns letztlich als ‚Menschen wie du und ich‘.

Dieses Gefühl fast schon unerschütterlicher Vertrautheit ist verblüffend. Aufgrund bildlicher Darstellungen von ‚Urmenschen‘ ist anzunehmen, dass es sich dabei um ein jüngeres Phänomen handelt: Der im 19. bis ins 20. Jahrhundert hinein vorherrschende Topos

des ‚tierischen‘, ‚primitiven‘ und ‚brutalen‘ Urmenschen mit Keule¹ ist aus (populär-)wissenschaftlichen Kontexten mittlerweile gänzlich verschwunden. In den letzten Jahren hat sich die Kluft zwischen den ‚Urmenschen‘ und ‚uns‘ weitgehend geschlossen: Gezeichnet oder als lebensechte Figuren lächeln Neandertaler freundlich ihr Gegenüber an (Abb. 1). Fürsorglichkeit signalisieren Szenen, in denen eine *Homo erectus*-Frau einen alten Mann füttert bzw. ein schlafendes Baby hält, das sich vertrauensvoll an ihren Körper schmiegt. Ein Neandertaler in der Pose des Denkers von Auguste Rodin suggeriert Intelligenz, und schöne junge Frauen mit halb geöffneten Lippen oder Schmolmund könnten Aspirantinnen für das Schaulaufen bei Germany's next Topmodel sein. Schließlich transportiert auch das beliebte Sujet des Neandertalers, der auf der Rolltreppe oder in anderen Kontexten inmitten heutiger Menschen kaum auffällt, die Botschaft, dass die urgeschichtlichen Vorfahren Menschen sind wie du und ich. Die Identifikation geht mittlerweile so weit, dass die Neandertaler in den Medien als „Die ersten

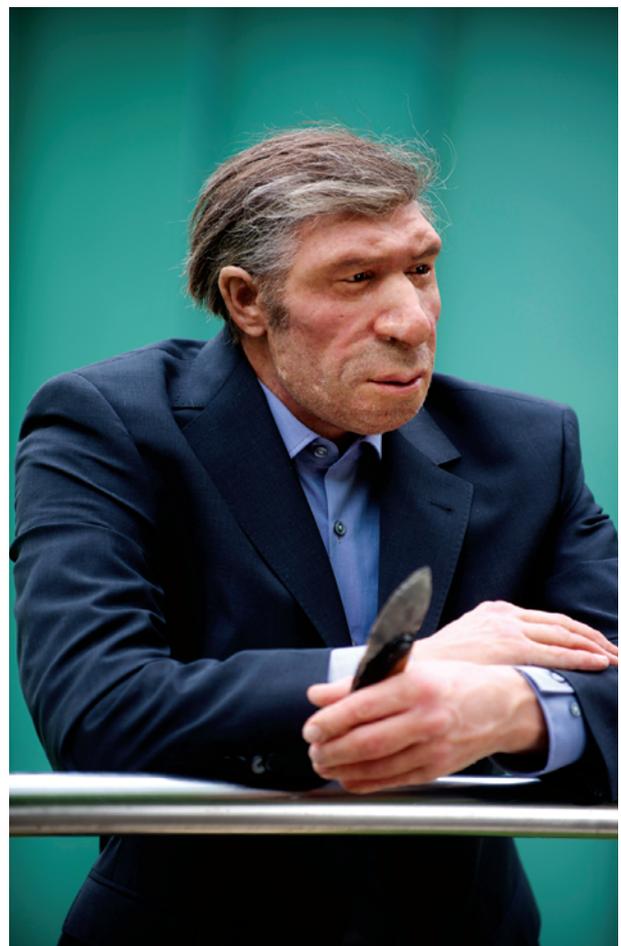
¹ Boëtsch/Gagnepain 2008; Ducros/Ducros 2000; Vénus et Caïn 2003; Weltersbach 2007.



Abb. 1: Vom ‚tierischen‘, ‚primitiven‘ und ‚brutalen‘ Urmenschen zum freundlichen Gegenüber – das Bild der Urmenschen hat sich gewandelt (Photo: H. Neumann, Neanderthal Museum).

Deutschen“ oder als „Die ersten Europäer“ figurieren – sie also zu einem Medium nationaler und europäischer Identitätspolitik avanciert sind (Röder 2010a, 88–89). Die biologische Differenz zwischen den Neandertalern und den modernen Menschen scheint seit der Analyse des Neandertaler-Genoms (Green et al. 2010) immer mehr an Bedeutung zu verlieren. Stattdessen wird darauf abgehoben, dass bis zu vier Prozent der DNA heute lebender Menschen vom Neandertaler stammen können. Und so hat das Neanderthal Museum den lebensgroßen Neandertaler im Business-Anzug, den es zu seinem 75-jährigen Bestehen herstellen ließ, „Mister 4 %“ – bzw. wegen seines schicken Aussehens auch „Steinzeit-Clooney“ – genannt (Abb. 2).

Abb. 2: „Mister 4 %“ bzw. „Steinzeit-Clooney“: lebensgroßer Neandertaler im Business-Anzug, den das Neanderthal Museum zu seinem 75-jährigen Bestehen herstellen ließ. Sein Name spielt darauf an, dass bis zu vier Prozent der DNA heute lebender Menschen vom Neandertaler stammen können (Photo: H. Neumann, Neanderthal Museum).



Gemäß dieser kurzen Einstimmung werde ich das Thema dieses Bandes gewissermaßen gegen den Strich bürsten und mich statt mit ‚Fremdheit‘ mit ‚Vertrautheit‘ beschäftigen. Ich werde dem Phänomen nachgehen, dass uns urgeschichtliche Menschen trotz der zeitlichen, kulturellen und biologischen Distanz, die uns von ihnen trennt, erstaunlicherweise gerade nicht fremd, sondern vielmehr höchst vertraut erscheinen. In Umkehrung des Titels dieses Bandes, der „Fremdheit“ als „Perspektiven auf das Andere“ fasst, wird im Folgenden die These entwickelt, dass die konstatierte Vertrautheit mit den ‚Urmenschen‘ als ‚Perspektive auf das Eigene‘, konkret als eine Form der Selbstbespiegelung und Selbstvergewisserung, zu deuten ist. Kristallisationspunkt der Betrachtung werden Vorstellungen von den urgeschichtlichen Geschlechter- und Familienverhältnissen sein, die sowohl in gesellschaftlichen Kontexten als auch in der archäologischen Fachliteratur verbreitet sind. Ich werde darlegen, dass es sich dabei um kulturelle Konzepte handelt, die sich als Geschlechter- und Familienmodell der Bürgerlichen Gesellschaft identifizieren lassen.

Diese kulturellen Konzepte entfalten ihre Deutungsmacht nicht nur in der Prähistorischen Archäologie, sondern stellen nach wie vor gesellschaftliche Leitbilder dar. Deshalb wird für die gesellschaftliche Ebene zu fragen sein, welche Bedeutung die Urgeschichte bzw. die ‚Anfänge der Menschheitsgeschichte‘ für das identifizierte Geschlechter- und Familienmodell haben, und welche Schlussfolgerungen sich daraus für die Wechselwirkungen zwischen Prähistorischer Archäologie und Gesellschaft ableiten lassen. Letztlich werde ich der Frage nachgehen, weshalb die kulturellen Konzepte der Bürgerlichen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts im doppelten Sinne *ur-menschlich* erscheinen, sodass sie trotz der aktuell stattfindenden Pluralisierung von Beziehungs- und familialen Lebensformen noch heute Leitbildcharakter haben und sie

häufig – ganz selbstverständlich und ohne wissenschaftliche Bedenken – in die Vergangenheit projiziert werden und die Urgeschichte zu einer Art ‚Themenpark zur Bürgerlichen Gesellschaft‘ machen. Der Beitrag wird zwischen diesen Themenbereichen hin- und herpendeln. Um die Verflechtung von kulturellen Konzepten und wissenschaftlicher Wissensproduktion zu beleuchten, werden in die Betrachtung auch Rückgriffe einbezogen, die im gesellschaftlichen Kontext auf die Urgeschichte gemacht werden.

Verliebt, verlobt, verheiratet?

Im Sommer 2007 führte das Schweizer Fernsehen ein als „Living-Science-Projekt“ angekündigtes Experiment durch: Vor laufenden Fernsehkameras lebten zwei Schweizer Familien vier Wochen lang in zwei eigens dafür errichteten Pfahlbauten an einem abgelegenen Weiher im Kanton Thurgau. Während dieser Zeit wurde das Fernsehpublikum allabendlich über die Herausforderungen informiert, die das ‚Steinzeitleben‘ an unsere Zeitgenossen stellte.² Wissenschaftlich begleitet wurde das Projekt von Urs Leuzinger, einem ausgewiesenen Experten für Seeuferarchäologie vom Amt für Archäologie des Kantons Thurgau. Er sorgte dafür, dass die Pfahlbauten mitsamt ihrer Ausstattung so originalgetreu wie irgend möglich waren. Die materielle Kultur war also perfekt ‚steinzeitlich‘. Doch wie sollten die beiden Familien 5700 Jahre zurück in die Vergangenheit versetzt werden? Das Konzept des Schweizer Fernsehens sah dafür eine Zeitreise vor. Der Weiher diente dabei zur symbolischen Überbrückung der Kluft zwischen Gegenwart und Vergangenheit: Vom ‚gegenwärtigen‘ Ufer aus, wo sich

² Die folgende Beschreibung stützt sich auf die DVD „Pfahlbauer von Pfyn. Steinzeit live“, die vom Schweizer Fernsehen 2007 zur Serie produziert wurde.

der Beobachterposten des Fernsteams und eine Couch für Experten-Interviews befanden, starteten die beiden Familien mit einem Einbaum zu ihrer Zeitreise. Die Fahrt zum anderen Ufer sollte sie bildlich 5700 Jahre zurück in die Steinzeit, konkret in die Pfyn-Kultur, versetzen. Bevor die künftigen „Pfahlbauer von Pfyn“ ihre Zeitreise antreten konnten, mussten sie jedoch ihre Kleidung und ihre Accessoires abgeben und stattdessen in Lederhemden und Leinentuniken schlüpfen. Die äußere Verwandlung war perfekt: Als die Pfahlbauer ihr Domizil bezogen, gaben sie zusammen mit der urgeschichtlichen Kulisse ein stimmiges und höchst authentisch wirkendes Bild ab.

Das Ziel, auch die sozialen Verhältnisse möglichst authentisch zu gestalten, sah das Drehbuch bei diesem vierwöchigen Projekt nicht vor: So mussten die Ehepaare vor der Zeitreise mit ihren Uhren zwar ebenfalls die anachronistischen Eheringe abgeben – die sozialgeschichtlich wichtige Frage, ob in jedem Pfahlbauhäuschen vor 5700 Jahren wirklich ein monogames Elternpaar mit den gemeinsamen Kindern gewohnt und gewirtschaftet hat, wurde aber nicht gestellt. Stattdessen wurden mit allergrößter Selbstverständlichkeit heutige Formen des Zusammenlebens in die inszenierte Vergangenheit transferiert. Im Gegensatz zur materiellen Kultur, bei der peinlich genau auf Authentizität geachtet wurde, wurde den sozialen Verhältnissen bei der Konzeption dieses Experiments dagegen keine Aufmerksamkeit geschenkt: Diese scheinen außerhalb von Raum und Zeit zu stehen, also universal zu sein.

Nun könnte man kritisch einwenden, dass die „Pfahlbauer von Pfyn“, die vier Wochen lang täglich über die Fernsehschirme flimmerten, mit Archäologie als wissenschaftlicher Disziplin nichts zu tun hätten. Schließlich handelte es sich nicht um ein wissenschaftliches Experiment, sondern um eine populärwissenschaftliche Fernsehserie bzw. um eine „Doku-Soap“, wie eine Fernsehzeitschrift die Serie betitelte. Dem lässt sich entgegen-

halten, dass die stillschweigende Annahme, in jedem urgeschichtlichen Pfahlbauhäuschen hätte eine Kernfamilie westlich-bürgerlichen Zuschnitts gewohnt, keineswegs nur bei Fernsehmachern, sondern auch in der Archäologie verbreitet ist.³ Überhaupt scheinen die sozialen Verhältnisse in der Urgeschichte, wie sie in Fachpublikationen, in populärwissenschaftlichen Büchern, in den Medien oder auch in den Schulbüchern gezeichnet werden, unglaublich vertraut zu sein.

Ein eingängiges Beispiel dafür sind die verschiedenen Rekonstruktionszeichnungen zu den Fußspuren von Australopithecinen, die Mary Leakey 1978 bei Laetoli in Tansania entdeckte. Vor rund 3,6 Millionen Jahren gingen hier zwei oder drei Individuen und hinterließen ihre Fußabdrücke in einer Ascheschicht, die bei einem Vulkanausbruch abgelagert worden war und die Spuren konservierte. Ob es zwei oder drei Individuen waren, wird kontrovers diskutiert (Karlisch 1998, 145–146). Welche Hypothese aufgrund des Befundes wahrscheinlicher ist, spielt für unser Thema keine entscheidende Rolle, denn letztlich kreisen nahezu alle Interpretationen dieser Spuren um dasselbe Sujet – d. h., es wird fast immer ein Paar mit oder ohne Kind rekonstruiert. Stellt man sich die beiden ordentlich bekleidet vor, gingen sie als Pärchen beim Sonntagnachmittagsspaziergang durch. Teils legt er zärtlich-beschützend bzw. patriarchal-besitzergreifend den Arm um sie, teils geht er in der Rolle des Führers und Beschützers voraus. Auf manchen Bildern ist sie schwanger, auf anderen hat sie ein Kleinkind auf dem Arm oder hält es an der Hand. In einem Szenario balanciert ein Kind in den von den Erwachsenen eingetieften Spuren hinterher.⁴

³ Für eine Analyse zur Schweizer Seeuferarchäologie s. Lutz (2010; 2013).

⁴ Für eine Auswahl der existierenden Rekonstruktionszeichnungen s. Karlisch (1998, Abb. 3–8).

Die Prähistorikerin und Soziologin Sigrun Karlisch hat sich intensiv mit den wissenschaftlichen Grundlagen der verschiedenen Szenarien befasst und dargelegt, dass letztlich nicht zu entscheiden ist, ob es sich um zwei oder drei Individuen handelte, welches Geschlecht die einzelnen Individuen hatten, ob eine Schwangerschaft vorlag, ob potentielle Kinder auf dem Arm getragen wurden oder an der Hand gingen, ob es sich bei ihnen um leibliche Kinder handelte – ganz zu schweigen davon, ob hier ein heterosexuelles Paar in trauter Eintracht nebeneinander ging und das männliche Individuum die Rolle des Führers und Beschützers hatte. Sigrun Karlisch hat darauf hingewiesen, dass auch alternative Szenarien möglich wären (Karlisch 1998, 146; 154) – so z. B. zwei männliche Australopithecinen, die mit einigem Abstand aufeinanderfolgten. Als Fazit lässt sich ziehen, dass auf Basis des Befundes, d. h. der erhaltenen Fußspuren, grundsätzlich ein weites Spektrum unterschiedlichster Interpretationen in Betracht kommt. Das Frappierende ist, dass dieses Spektrum nicht ausgelotet wird, sondern dass die Interpretationen auf heterosexuelle Paarbeziehung und Kernfamilie fokussieren.

Sigrun Karlisch hat dieses Phänomen als „Mama-Papa-Kind-Syndrom“ bezeichnet. Sie kommt zum Schluss, dass auf die 3,6 Millionen Jahre alten Fußspuren von Laetoli aktuelle Geschlechterrollen und das Konzept der Kernfamilie projiziert werden (Karlisch 1998, 156–157). Man könnte auch sagen, dass ein bestimmtes Geschlechter- und Familienmodell stillschweigend für *Australopithecus afarensis* vorausgesetzt wird. Insofern suggerieren diese rekonstruierten Paar- und Familienszenen, dass die Kernfamilie, basierend auf einer heterosexuellen Liebesbeziehung, schon bei den stammesgeschichtlichen Vorläufern der Menschen gang und gäbe gewesen sei. Damit scheint sie zu den biologischen Grundlagen des Menschen zu gehören und folglich seine ‚normale‘ Lebensform im ‚Naturzustand‘ zu

repräsentieren. Um es für das Fallbeispiel auf den Punkt zu bringen: Die Rekonstruktionszeichnungen zum Befund von Laetoli bilden einen vermeintlichen ‚Naturzustand‘ ab und schreiben somit die Idee von einer als unveränderlich angenommenen ‚Natur‘ des Menschen fest (Karlisch 1998, 158). ‚Urmenschen‘ wären demnach ‚Menschen wie du und ich‘ – mit derselben ‚biologischen Grundausstattung‘ und mit denselben Wünschen, Nöten und Sorgen, die – genau wie wir heute – sich verliebten, einen gemeinsamen Haushalt und eine Familie gründeten, zusammen lebten und gemeinsam wirtschafteten, um schließlich gemeinsam alt zu werden.

Lesefunde zu einem Traumpaar

Ob diese Einschätzung korrekt ist, oder ob es sich dabei – wie von Sigrun Karlisch postuliert – lediglich um eine Projektion heutiger Vorstellungen auf die Frühzeit der Menschheit handelt, ist nicht nur gesellschaftspolitisch, sondern auch für individuelle Lebensentwürfe und für das eigene Selbstverständnis als Frau oder Mann relevant. Diesen Eindruck gewinnt man zumindest, wenn man verfolgt, in welchen gesellschaftlichen Kontexten auf Urmenschen Bezug genommen wird – und vor allem auch, bei welchen Themen das der Fall ist und wie mit den ‚urgeschichtlichen Vorfahren‘ jeweils argumentiert wird. Die mit Abstand häufigsten Rückgriffe auf die ‚Steinzeit‘⁵ finden im Rahmen von Auseinandersetzungen mit Geschlechter- und Familienverhältnissen statt. Im Folgenden werde

⁵ Die ‚Steinzeit‘ erscheint dabei als eine fiktive, statische Epoche und fungiert als eine Chiffre für einen ‚Natur- und Urzustand‘, der wiederum als Referenz und Orientierung in aktuellen Debatten über Geschlechter- und Familienverhältnisse dient (Röder 2014b).

ich einige ‚LeseFUNDE‘ aus den letzten Jahren präsentieren, die stellvertretend aufzeigen sollen, dass diese Rückgriffe hochgradig stereotyp sind und in der Regel mit dem Topos des ‚Jägers‘ und der ‚Sammlerin‘ erfolgen, die meist als Paar auftauchen. Und weil sie sich in ihrem Wesen, mit ihrer Arbeitsteilung und den aus ihr resultierenden Rollen so wunderbar harmonisch ergänzen, sind sie ein perfektes Traumpaar (Röder 2014b).

Wenn es bei heutigen Paaren kriselt, ist diese harmonische Ergänzung aus der Balance geraten. Diese Erfahrung macht auch der Protagonist des Ein-Mann-Stücks *Caveman – Du sammeln. Ich jagen!* Konkret geht es um Folgendes: „Von seiner Frau vor die Tür gesetzt, philosophiert Tom über den kleinen Unterschied und seine großen alltäglichen Folgen. Als männliche Logik und begrenzte Phantasie ihn schnell an seine Grenzen stoßen lassen, erfährt Tom von unerwarteter Seite Hilfe. Im ‚magischen Unterwäschekreis‘ erscheint ihm sein Urahn aus der Steinzeit und lässt ihn an Jahrtausende alter Weisheit teilhaben: Männer sind Jäger und Frauen sind Sammlerinnen. Eine Tatsache, die die menschliche Evolution bis heute nicht hat ändern können.“⁶ Eine griffige Botschaft, die das Theaterpublikum da mit nach Hause nehmen kann! Nicht weniger griffig ist die Meldung, dass Männer schon seit der Steinzeit auf Blondinen stehen. In Variationen verbreitete sie sich 2006 innerhalb weniger Tage von Brasilien bis Südkorea in der ganzen Medienwelt. Fotos prominenter Blondinen, die Sex-Appeal verkörpern, unter anderem Heidi Klum, Brigitte Bardot und Marilyn Monroe, suggerieren passend zum Text, dass Blondinen ‚zeitlos begehrenswert‘ sind.⁷ Anlass für die Meldungen war ein Fachartikel, der unter anderem die Frage

behandelte, seit wann es Menschen mit blauen Augen und blonden Haaren gibt (Frost 2006). Neben Antworten auf diese Frage transportieren die Medientexte explizit und implizit eine Reihe weiterer Inhalte. Sie vermitteln, dass die Nahrungsgrundlage die Jagd war. Da sie von den Männern ausgeübt wurde, sind diese ursprünglich Jäger und haben seit jeher die Rolle, Frau und Kind zu versorgen. Frauen sind von Männern existentiell abhängig, weil sie nicht in der Lage sind, sich selbst und ihre Kinder zu ernähren. Deshalb geht die Partnerwahl stets von den Männern aus. Blonde Frauen waren dabei im Vorteil, da Männer Blondinen schon seit Urzeiten sexuell attraktiver finden. Weiter erfährt man implizit, dass die sexuelle Orientierung des Menschen grundsätzlich heterosexuell und monogam ist, und dass die übliche Familienform die Kernfamilie aus einem monogamen Paar mit den gemeinsamen Kindern darstellt.

„Ganz natürliche Erklärungen“ und einfache Lösungen für große Probleme versprechen diverse Bestseller, die um die angeblich ‚biologisch vorgegebenen‘ Unterschiede zwischen Männern und Frauen kreisen. Mit über 20 Millionen verkauften Exemplaren besonders erfolgreich ist das Buch von Allan und Barbara Pease, die erklären, „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“. Die Kernbotschaften wurden in einer handlichen Ausgabe für Handtasche oder Hemdtasche konzentriert (Pease/Pease 2005), und schließlich wurde das Buch sogar verfilmt und kam 2007 in die deutschen Kinos. Auf dem Cover der DVD⁸ ist ein behaartes Urmenschenpaar zu sehen, das als Referenz für die ‚natürlichen‘ Geschlechterverhält-

⁶ Aus dem Ankündigungstext des Stückes s. u. a. <http://www.regio-info.ch/kultur/theater/musik-kabarett-mit-lass-durr.html> (25.9.2014).

⁷ Ausführlicher zu den Inhalten der Artikel s. Röder (2010a, 86–87).

⁸ Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Regie: Leander Haußmann; Drehbuch: Rochus Hahn, Allan Pease. Constantin Film 2008.

nisse dient. Wie wir uns diese vorzustellen haben, können wir im Kapitel „Wie wir das geworden sind, was wir sind“ nachlesen. Hier erfahren wir Folgendes: „Es war einmal vor langer, langer Zeit, da lebten Frauen und Männer noch glücklich zusammen und gingen in Harmonie ihrer Arbeit nach. Der Mann wagte sich Tag für Tag in eine feindliche und gefährliche Welt hinaus, wo er als Jäger sein Leben riskierte, um seiner Frau und seinen Kindern Nahrung zu beschaffen, und zu Hause verteidigte er sie gegen wilde Tiere und andere Feinde. ... Es war ziemlich einfach: Er war der Beutejäger, sie die Nesthüterin. ... Diese herkömmlichen Regeln wurden jedoch in unserer modernen, zivilisierten Welt abgeschafft, und die Folgen sind Chaos, Verwirrung und Unzufriedenheit“ (Pease/Pease 2005, 16–17; 19).

Wie sich durch die sogenannte Zivilisation die Geschlechterrollen verändert haben, beschäftigt auch den Philosophen Peter Sloterdijk. Er hat sich zu diesem Thema in einem Interview geäußert, dass er dem Magazin DER SPIEGEL anlässlich der Fußballweltmeisterschaft 2006 gegeben hat. Darin kommt er auch auf den Jäger und die Sammlerin zu sprechen: „Von unserem anthropologischen Design her sind Männer so gebaut, dass sie an Jagdpartien teilnehmen.“ Während der „innere Jäger im Mann“ heute nutzlos sei, seien die Frauen als „herkunftsmäßig[e] Sammlerinnen“ viel kapitalismuskompatibler, denn „aus der Sammlerin wird auf dem kürzesten Weg die Konsumentin. ... In der Konsumentin zeigt sich noch immer diese stille, triumphale Genugtuung der Sammlerin, die in ihrem Korb etwas heimbringt. Daraus ist dieses mysteriöse weibliche Universal der Handtasche entstanden. Ein Mann ohne Speer oder ohne Ball, das geht ja noch, aber eine Frau ohne Handtasche, das ist wider die Natur“ (Sloterdijk 2006, 70). Ob Arbeitsteilung, Geschlechterhierarchie, Beziehungs- und Familienform, sexuelle Präferenzen von

Männern, Kapitalismuskompatibilität etc. – es scheint nichts zu geben, was sich nicht aus den postulierten steinzeitlichen Geschlechterrollen herleiten oder mit ihnen erklären lässt. Das gilt auch für geschlechtsspezifische Farbvorlieben: Frauen seien in der Steinzeit auf das Sammeln reifer Beeren und damit auf die Unterscheidung verschiedener Rottöne geeicht worden, während Männer am liebsten bei schönem Wetter, also bei blauem Himmel, jagen gingen und folglich eine Präferenz für Blautöne entwickelt hätten (kritisch dazu Grisard 2014).

Die Beispiele aus dem gesellschaftlichen Umfeld ließen sich beliebig fortsetzen, doch die Inhalte beginnen sehr schnell, sich zu wiederholen. Kurz zusammengefasst sind der Jäger und die Sammlerin deshalb ein vorbildliches Traumpaar, weil es das vermeintlich ‚ursprüngliche‘ und ‚natürliche‘ Geschlechterverhältnis verkörpert, es einen Bezugs- und Orientierungspunkt in der aktuellen Geschlechterdebatte bietet und weil es zeigt, wie Männer und Frauen ‚von Natur aus‘, ihrem ‚anthropologischen Design‘ und ihrem ‚tiefsten Wesen‘ nach scheinbar sind – bzw. sein sollen. Außerdem bietet es auch eine Erklärung für die angeblichen Unterschiede und heutigen Turbulenzen zwischen den Geschlechtern. Letztere träten dann auf, wenn die ‚natürlichen‘, ‚ursprünglichen‘ oder ‚schöpfungsgewollten‘ Geschlechterrollen ‚missachtet‘ würden. Für die Urgeschichte lassen sich vor diesem Hintergrund folgende gesellschaftliche Funktionen ableiten: Durch den Blick zurück auf die vermeintlichen Anfänge bietet sie die Möglichkeit zur Selbstvergewisserung und Orientierung. Nach dem Motto *Back to the roots!* dient sie denjenigen, die am traditionellen Rollenmodell festhalten möchten, als Kulisse und Argumentationsplattform. Die Wurzeln denkt man sich dabei wohl als eine Art Pfahlwurzel, die zu einem absoluten, historischen Nullpunkt führt, in dem alles bereits angelegt war, und auf den man sich bei Bedarf

beziehen kann.⁹ Das Urmenschenpaar steht für diesen Anfang – es mutet wie eine säkulare Variante von Adam und Eva an. Wie mit Letzteren scheint uns auch mit dem urgeschichtlichen Jäger und der Sammlerin eine direkte Entwicklungslinie zu verbinden. Deshalb sind sie Menschen wie du und ich, die heute immer wieder zur Selbstvergewisserung und als Referenz dienen können. Der enorme historische Zeitraum des Vergleichs wird dabei nicht reflektiert – ein Zeitraum, in dem sich die Lebensbedingungen vielfach tiefgreifend verändert haben, und dasselbe auch für die sozialen Verhältnisse angenommen werden muss.

Das Geschlechtermodell in der Urgeschichtsforschung

Angesichts der gesellschaftlichen Omnipräsenz des Topos des ‚Jägers‘ und der ‚Sammlerin‘ und der verbreiteten Überzeugung, dass sie die ‚natürlichen‘ Geschlechterrollen und das ‚ursprüngliche‘ Geschlechterverhältnis repräsentieren, stellt sich die Frage, wie sich die Prähistorische Archäologie zu diesem Geschlechtermodell stellt. Schließlich findet Wissenschaft nicht im luftleeren Raum statt, sondern ist immer gesellschaftlich situiert (u. a. Haraway 1988; Nowotny/Scott/Gibbons 2005) – anders gesagt: Wie geht die Disziplin mit diesen im Alltagswissen fest verankerten Vorstellungen um? Solche Ideen und Konzepte haben auch Archäologinnen und Archäologen in ihrem ‚kulturellen Gepäck‘. Und weil sie so ‚unglaublich selbstverständlich‘, so ‚gänzlich unbestritten‘, so ‚ungemein plausibel‘ und überhaupt als ‚allgemein menschlich‘ und folglich als ‚universal‘ erscheinen, kommen sie bei wissenschaftlichen Interpretationen häufig

auch nicht auf den Prüfstand, sondern fließen als kulturell vermitteltes Vorwissen unbemerkt in die Forschung ein. Deshalb scheinen die Grundzüge des Zusammenlebens – d. h. die Geschlechter-, Familien- und Generationenverhältnisse – in urgeschichtlichen Gesellschaften bereits bekannt zu sein. Das mag mit ein wichtiger Grund dafür sein, weshalb in der Sozialarchäologie zu diesen Themen bisher weitaus weniger geforscht wird als zur Rekonstruktion sozialer und politischer Hierarchien. Mir selbst wurde das eigene kulturelle Vorwissen erstmals bewusst, als ich analysiert habe, wie Alters- und Geschlechterrollen auf archäologischen Rekonstruktionszeichnungen (Paläolithikum bis Eisenzeit) dargestellt werden, die in Fachpublikationen und populärwissenschaftlichen Büchern, in Museen, Schulbüchern etc. Einblick in das urgeschichtliche Alltagsleben geben sollen (Röder 2004; 2010b). Vorauszuschicken ist, dass auf den Darstellungen Frauen und in noch weitaus höherem Maß Kinder, Jugendliche und alte Menschen unterrepräsentiert sind. Hätten die abgebildeten Zahlenverhältnisse nur annähernd den realen demographischen Verhältnissen entsprochen, wären die betreffenden Gesellschaften innerhalb kürzester Zeit ausgestorben. Die Rollen von Frauen, Männern, Kindern, Jugendlichen und alten Menschen sind ausgesprochen stereotyp: Männer erscheinen als ‚Ernährer‘, ‚Versorger‘ und ‚Zivilisationsbringer‘, während Frauen in erster Linie als ‚Mütter‘ und ‚Hausfrauen‘ figurieren. Kinder haben lediglich eine Statistenrolle, während Jugendliche bei Tätigkeiten gezeigt werden, die ihre Integration in die geschlechtsspezifisch organisierte Arbeitswelt der Erwachsenen anzeigen.¹⁰

Im Hinblick auf das Thema Paarbeziehung ist festzuhalten, dass die Lebensbilder durch

⁹ Zur metaphysischen Funktion der ‚Anfänge‘ und ‚Ursprünge‘ s. Röder (2014b) mit weiterführender Literatur.

¹⁰ Für Details s. Röder (2004; 2010b).

alle Zeiten – angefangen bei *Australopithecus afarensis* bis zu den Helvetiern – stereotyp die monogame, heterosexuelle Paarbeziehung zeigen, die wiederum als Basis biologischer Kernfamilien dient, welche die Grundeinheit der Gesellschaft bilden. Vor diesem Hintergrund versteht es sich von selbst, dass die Feuerstelle bzw. Höhle, das Zelt oder das Haus als Aufenthalts- und Wohnort einer Kernfamilie gilt. In einem Aufsatz des französischen Prähistorikers und Anthropologen Claude Masset (2005, 105) über die „Vorgeschichte der Familie“ wird das folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Das Feuer wiederum machte sich vor 500'000 oder 600'000 Jahren ebenfalls der *Homo erectus* zu eigen. Seine Gefährtin, die wegen der Kinder nicht so mobil war wie der Mann, konnte sich nicht gleichweit vom Feuer entfernen; bestimmt mußte sie dafür sorgen, daß es nicht ausging. Die Frau bei der Feuerstelle ist wahrscheinlich eines der ältesten Bilder des Familienlebens. Bei heutigen Jägern und Sammlern ist überall der uralte Gegensatz zwischen den Tätigkeiten der beiden Geschlechter zu beobachten: Jagd auf der einen Seite, Herdfeuerpflege und Sammeln auf der anderen.“

Diese wenigen Worte vermitteln hochkompakt sehr viel an expliziten und impliziten Inhalten – Inhalte, die repräsentativ für zahlreiche Fachtexte sind und die im Folgenden deshalb ausbuchstabiert werden: ‚Mensch‘ und ‚Mann‘ sind hier gleichgesetzt – die Frau ist lediglich „Gefährtin“ des Mannes. Damit wird der Mann zur Hauptperson, und es wird eine hierarchische Beziehung zwischen ihm und seiner „Gefährtin“ suggeriert. Er ist Jäger, Ernährer, Macher und Erfinder, und so hat er sich das Feuer zu eigen gemacht. Sie ist primär Mutter, sekundär auch Hausfrau und Sammlerin, da diese Tätigkeiten mit der Mutterrolle vereinbar sind. Führt man sich vor Augen, dass in unserer heutigen Gesellschaft die männlich konnotierte Ernährerrolle bzw. die Erwerbsarbeit weitaus mehr gesellschaftliche Wertschätzung genießt als die weiblich konnotierte

Hausarbeit und Kinderbetreuung, kann man diesen bekannten Baustein der patriarchalen Geschlechterordnung auch in diesem Text erkennen. Außer zu den Geschlechterrollen und zur Geschlechterhierarchie beinhaltet er Aussagen zur Beziehungs- und Familienform. Wir erfahren, dass *Homo erectus* und seine Gefährtin in einer monogamen Paarbeziehung leben und mit ihren Kindern eine ‚Familie‘ bilden. Das „Familienleben“ mit der Frau im Zentrum findet an der ‚heimischen Feuerstelle‘ statt. Ergänzend sei hier angemerkt, dass sich die Botschaft, die heterosexuelle, monogame Dauerehe sei die einzige Form der Paarbeziehung des Menschen, in nahezu allen Fachpublikationen findet, in denen etwas zu Beziehungsformen ausgesagt wird. Lediglich vereinzelt wird auch Polygamie in Betracht gezogen; Beispiele für die Erwähnung von Polyandrie oder gleichgeschlechtlichen Beziehungen sind mir keine bekannt. Implizit vermitteln die Texte außerdem, dass die Paarbeziehung stets mit Reproduktion verbunden ist und somit den ersten Schritt zur Gründung einer ‚Familie‘ darstellt, die wiederum die Grundeinheit prähistorischer Gesellschaften bildet.

Doch zurück zum Text Massets – und zwar zum Dreh- und Angelpunkt der Argumentation. Dieser besteht in der biologischen Geschlechterdifferenz, speziell in der vorhandenen respektive nicht vorhandenen Gebärfähigkeit. Aus ihr wird abgeleitet, dass es beim Menschen zwei, sich dichotom gegenüberstehende Geschlechter gibt. Aus der Mutterschaft, konkret aus der „lange[n] Abhängigkeit des Kleinkinds von seiner Mutter“, wie Masset an anderer Stelle ausführt (Masset 2005, 105), resultiert denn auch die beschriebene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, deren bipolare Organisation „uralt“, also urmenschlich ist. Aus der biologischen Differenz der Geschlechter folgt eine spezifische Form der Arbeits- und Rollenteilung. Es wird der Eindruck erweckt, dass sie sich

zwangsläufig und unausweichlich aus der biologischen Geschlechterdifferenz ergibt und folglich eine anthropologische Konstante darstellt. Mit dem Verweis auf heutige Wildbeutergesellschaften, in denen „überall der uralte Gegensatz zwischen den Tätigkeiten der beiden Geschlechter zu beobachten“ sei (Masset 2005, 105), wird die Behauptung, dass die von Masset beschriebenen Geschlechterverhältnisse historische Invarianten und universal seien, weiter untermauert. Diese Behauptung steht im Widerspruch zu unzähligen Studien der geschichts- und sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung, die zeigen, dass Geschlechterordnungen gerade nicht biologisch vorgegeben sind, sondern soziale Konstruktionen darstellen und sich folglich in höchstem Maße als historisch kontingent erweisen. Wie später noch ausgeführt wird, gilt das auch für das dichotome Geschlechterkonzept.

Als Fazit ist festzuhalten, dass die Inhalte dieses Fachtextes sich nicht auf konkrete Forschungsergebnisse beziehen, sondern mit dem Gestus des Selbstverständlichen und des Altbekannten kulturell vermitteltes Vorwissen reproduzieren, indem sie ein ganz spezifisches Geschlechter- und Familienmodell – nämlich das der Bürgerlichen Gesellschaft (siehe unten) – stillschweigend für die Urgeschichte voraussetzen.

Die Bürgerliche Gesellschaft als Analogiemodell und Sinnhorizont in der Prähistorischen Archäologie

Diese vermeintlichen Gewissheiten über die Geschlechter- und Familienverhältnisse in urgeschichtlichen Gesellschaften sind in der prähistorischen Forschung verbreitet und noch weitgehend akzeptiert. Und so wird in Analogie zur Bürgerlichen Gesellschaft die biologische Kernfamilie stillschweigend auch

als wirtschaftliche Grundeinheit, d. h. als ein Haushalt betrachtet, dessen Mitglieder unter demselben Dach gemeinsam lebten und wirtschafteten. Die jeweiligen epochenspezifischen architektonischen Grundeinheiten – sei es die Höhle, das Zelt bzw. das Haus – werden so zum Ort der biologischen, sozialen und kulturellen Reproduktion. Besonders offensichtlich sind diese Vorstellungen in der Seeuferarchäologie, wie Sabina Lutz in einer Arbeit zum „Begriff der ‚Familie‘ in der Fachliteratur und populären Publikationen zu neolithischen Seeufersiedlungen auf dem Gebiet der heutigen Schweiz“ (Lutz 2010; 2013) eindrücklich gezeigt hat. Vor dem Hintergrund ihrer Ergebnisse erscheinen die ‚Pfahlbauhäuschen‘ als ‚Einfamilienhäuschen‘, die von ‚gutbürgerlichen‘ Kleinfamilien bewohnt wurden.¹¹

Wie bereits erwähnt, handelt es sich bei diesen ‚gutbürgerlichen Kleinfamilien‘ in der Urgeschichtsforschung um ein verbreitetes Phänomen, das nicht auf die Seeuferarchäologie beschränkt ist. Die Bürgerliche Gesellschaft mit ihrem spezifischen Geschlechter- und Familienmodell stellt in den meisten Publikationen den Sinnhorizont und folglich das implizite Analogiemodell für die sozialen Verhältnisse in der Urgeschichte dar. Um zu erläutern, weshalb das so ist, muss etwas ausgeholt werden: Als sich die Bürgerliche Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert konstituierte, fand in diesem Rahmen auch eine Neukonzeption von zwei grundlegenden sozialen Institutionen, nämlich des Geschlechterverhältnisses und der Familie, statt. Von zentraler Bedeutung dafür war ein völlig neues Geschlechterkonzept. Bis dahin war in Eu-

¹¹ Neuerdings wird dieses Konzept kritisch hinterfragt, was auf der Tagung „Culture, Climate and Environment. Interactions at Prehistoric Wetland sites“ deutlich wurde, die vom 11. bis 14. Juni 2014 in Bern stattfand (s. auch Gross/Röder in Vorb.).

ropa das sogenannte Ein-Geschlecht-Modell (Laqueur 1992) verbreitet, welches beinhaltet, dass es nur ein Geschlecht gibt, und die Unterschiede zwischen Männern und Frauen nicht prinzipieller, sondern gradueller Art und damit in gewissem Maß veränderbar sind.¹² So ging man davon aus, dass die Geschlechtsorgane von Frauen und Männern grundsätzlich identisch sind, sie bei Männern infolge ihrer ‚Hitze‘ nach außen gestülpt werden, während sie bei Frauen, die weniger ‚Hitze‘ haben, im Körperinnern liegen. Wie stark dieses auf die antike Medizin und Säftelehre zurückgehende Konzept die Wahrnehmung prägte, zeigt eindrücklich eine Zeichnung, die der Anatom Andreas Vesalius 1543 von den weiblichen Geschlechtsorganen anfertigte, die er aufgrund der von ihm durchgeführten Sektionen aus eigener Anschauung kannte: Scheide und Gebärmutterhals sehen wie ein Penis aus, die Schamlippen wie eine Eichel (Schulte-Dornberg 1998, Abb. 2).

Im 18. Jahrhundert setzte sich mehr und mehr das sogenannte Zwei-Geschlechter-Modell durch, das von der ‚natürlichen‘ bzw. biologisch vorgegebenen Existenz von zwei qualitativ verschiedenen Geschlechtern ausgeht. Wie die Geschlechterforscherin Andrea Maihofer ausführt, ist „Zentrales Kennzeichen dieses Geschlechterdiskurses ..., dass nun behauptet wird, es gäbe zwei biologisch qualitativ verschiedene Geschlechtskörper, deren Unterschiede ... den männlichen und weiblichen Körper im Ganzen betreffen“ (Maihofer 2009, 29). In diesem Konzept sind die Geschlechterunterschiede prinzipiell und folglich unhintergebar. Aus der biologischen Differenz der Geschlechter werden nun „verschiedene ... Fähigkeiten und Eigenschaften von Männern und Frauen sowie ihre unter-

schiedlichen gesellschaftlichen Rollen und Handlungsmöglichkeiten“ abgeleitet (Maihofer 2009, 29). Für die Geschlechterrolle der Frau wird die Gebärfähigkeit zur Determinante: Diese prädestiniere sie für eine ‚natürliche‘ bzw. ‚biologisch vorgegebene‘ Rolle als Mutter und Gattin (Maihofer 2009, 29–30).

Ein weiteres zentrales Element des bürgerlichen Geschlechtermodells ist die Geschlechterhierarchie, die dadurch entsteht, dass der (bürgerliche) Mann mit ‚Mensch‘ schlechthin gleichgesetzt und somit Maßstab und Norm wird. Die Frau wird demgegenüber als das – defizitäre – ‚Andere‘ konzipiert. Die Geschlechterunterschiede werden durchweg komplementär konstruiert und hierarchisch gedeutet. Festgeschrieben wurden die neu definierten Unterschiede mit dem sogenannten Geschlechtscharakter, den die Historikerin Karin Hausen sehr treffend als „ein Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Wesen“ beschreibt (Hausen 1976, 367). Ein wichtiges Popularisierungsmedium in der damaligen Zeit waren die in den bürgerlichen Haushalten verbreiteten Lexika. So ist im Brockhaus, dem „Conversationslexikon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände“, von 1815 unter dem Stichwort „Geschlechtscharakter“ zu lesen: „Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit. ... Der Geist des Mannes ist mehr schaffend ..., zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstrakter Gegenstände, zu weitausgehenden Plänen geneigter; ... Das Weib ist auf einen kleineren Kreis beschränkt, den es aber klarer übersieht; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muss erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte und List. Jener gehört dem geräuschvollen öffentlichen Leben, diese dem stillen häuslichen Cirkel“ (zitiert nach Hausen 1976).

Um es auf den Punkt zu bringen: Das bürgerliche Geschlechtermodell entstand im

¹² Die folgenden Ausführungen stützen sich v. a. auf Schulte-Dornberg 1998, 66–72.

Rahmen der Bürgerlichen Gesellschaft und ist folglich erst rund 250 Jahre alt. Es beinhaltet eine bipolare Konzeption von ‚Geschlecht‘, die mit biologischer Geschlechterdifferenz begründet und als ‚natürlich‘ und ‚ursprünglich‘ präsentiert wird. Damit wird diese soziale Konstruktion naturalisiert und archaisiert, d. h. als ‚natürlich‘, ‚normal‘ und ‚allgemein menschlich‘ bzw. ‚universal‘ dargestellt. Naturalisierung, Archaisierung und Universalisierung sind entscheidende Mechanismen, die – noch heute – zur Legitimation und Reproduktion des bürgerlichen Geschlechtermodells beitragen. Darüber hinaus ist das Modell patriarchal. Es setzt Heterosexualität und Monogamie als Norm und legt ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ sowie ‚Frauen-‘ und ‚Männerrollen‘ fest.

Konstitutiv mit ihm verknüpft ist das bürgerliche Familienmodell, das wie folgt charakterisiert ist: Es umfasst eine biologische Kernfamilie, die auf einer heterosexuellen Dauerehe beruht und nach dem bürgerlichen Geschlechtermodell ausgestaltet ist. Der Mann hat die Rolle des Familienoberhaupts und des Ernährers, die Frau ist Gattin, Hausfrau und Mutter. Aus diesen Rollen ergibt sich eine familiäre Arbeitsteilung, bei der der Mann einer Erwerbsarbeit nachgeht, und die Frau sich um die Hausarbeit und Kinderbetreuung kümmert. Die Familie lebt in einem gemeinsamen Haushalt zusammen und bildet eine Wirtschaftseinheit. Die Kinder wachsen ‚beschützt‘ auf, sie werden ‚versorgt‘ – sie sind aber zugleich untergeordnet und abhängig. Bereits im 19. Jahrhundert begann das Bürgertum damit, „sein Ehe- und Familienleitbild als universal ... zu postulieren“ (Kaufmann 1995, 23). Und so erstaunt es nicht, dass diese maximal 250 Jahre alten sozialen Konstruktionen – zumindest in westlichen Gesellschaften – noch heute als vermeintliche Grundelemente des menschlichen Zusammenlebens gelten. Als scheinbare ‚Grundstruktur‘ aller Gesellschaften werden das bürgerliche Geschlechter- und

Familienmodell auch in der Prähistorischen Archäologie für die Urgeschichte meist stillschweigend vorausgesetzt.

Aus dieser Perspektive werden urgeschichtliche Gesellschaften implizit in einen statischen und vermeintlich ‚weitgehend bekannten‘ und in einen dynamischen, historisch wandelbaren Bereich aufgeteilt: Die Geschlechter- und Familienverhältnisse werden als weitgehend bekannt und statisch wahrgenommen. Als dem historischen Wandel unterworfen und folglich dynamisch gelten hingegen soziale Stratifizierung und politische Organisation. Dies könnte mit einer Erklärung für das bereits erwähnte Phänomen sein, dass sich die Prähistorische Archäologie intensiv um die Rekonstruktion sozialer und politischer Hierarchien bemüht, während sich mit der Frage nach den Geschlechter- und Familienverhältnissen vergleichsweise wenige Kolleginnen und Kollegen befassen. Das ist auch deshalb erstaunlich, weil Geschlechter- und Altershierarchien nicht nur das tagtägliche Zusammenleben strukturieren, sondern zugleich für soziale und politische Hierarchien von grundlegender Bedeutung sind.

Zwischen Reaktualisierung und produktiver Irritation: Geschlechter- und Familienverhältnisse auf archäologischen Lebensbildern

Wenn die Geschlechter- und Familienverhältnisse ebenfalls als historisch veränderlich betrachtet und mit der gleichen Verve erforscht würden wie soziale und politische Hierarchien, würden sich vermutlich ganz neue Sichtweisen auf prähistorische Gesellschaften ergeben. In wissenschaftlicher Hinsicht wäre das ein großer Gewinn. Doch abgesehen davon gibt es auch eine gesellschaftspolitische Ebene – und damit eine gesellschaftliche Verantwortung –, mit der wir uns in der Archäologie konfrontieren und zu der wir uns positionieren sollten:

Wenn die Archäologie auf den meisten ihrer Lebensbilder weiterhin bürgerliche Verhältnisse in urgeschichtlichen Kulissen in Szene setzt, reaktualisiert und reproduziert sie das bürgerliche Geschlechter- und Familienmodell immer wieder aufs Neue als vorgeblich ursprüngliche und universale Lebensform des Menschen. Damit trägt sie zur Persistenz dieser Leitbilder bei.

In diesem Zusammenhang könnte man auch die Frage stellen und eine öffentliche Debatte darüber lancieren, ob es nicht absurd ist, sich bei der aktuellen Gestaltung der sozialen Verhältnisse auf scheinbar ‚ursprüngliche‘ und ‚allgemein menschliche‘ Beziehungs- und Familienformen in der Urgeschichte zu beziehen. Meines Erachtens müssen wir das hier und heute aushandeln – und dabei Formen finden, die uns hier und heute entsprechen. Wie – wenn wir es denn überhaupt wüssten! – paläolithische Wildbeutergruppen oder eisenzeitliche bäuerliche Gemeinschaften ihr soziales Leben gestalteten, kann angesichts der gänzlich anderen Lebensbedingungen heute nicht mehr als Referenz und Leitbild dienen. Die Entflechtung von ‚ur-menschlichen Bürgern‘ und ‚bürgerlichen Urmenschen‘ sowie der aus ihr resultierende Rückverweis auf die eigene Gegenwart (Röder 2013; 2014b) könnte auf dem gesellschaftspolitischen Parkett neue Blickwinkel für die aktuellen Diskussionen eröffnen.

Umgekehrt scheint es, dass die in der Gesellschaft gerade stattfindende Pluralisierung und Neugestaltung von Geschlechterrollen sowie von Beziehungs- und familialen Lebensformen auch vor der Wissenschaft nicht haltmacht und in der Archäologie neue Dynamiken freisetzt. So fällt auf, dass in den letzten Jahren vereinzelt archäologische Lebensbilder entstehen, die mit den altbekannten Geschlechterstereotypen brechen und dadurch irritieren – beispielsweise ein Sammler (Hodder 1999, Abb. 8_38), ein nähender Mann (Owen 2005, Abb. 26), eine Frau, die Silex schlägt, und eine andere,

die eine Frauenstatuette schnitzt (Owen 2005, Abb. 35 und 36), eine exotisch-geheimnisvolle Schamanin oder eine durchtrainierte, muskulöse Jägerin (beide Landesmuseum Halle). Ein interessantes Phänomen sind zudem die ‚neuen (Groß-)Väter‘: ein Großvater, der mit seinen drei Enkeln spielt (Owen 2005, Abb. 26), ein ‚Dorfchef‘ mit einem Kind auf dem Arm¹³ sowie ein Mann, der einem Kleinkind den Hintern abwischt (Abb. 3). Neben aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen, die sich hier möglicherweise bemerkbar machen, schlägt bei diesen neuen Szenen vermutlich auch der Reflexionsprozess zu Buche, der in den letzten Jahren zu Lebensbildern in Gang gekommen ist. Außer Arbeiten einzelner AutorInnen (u. a. Mainka-Mehling 2008; Sénécheau 2007) haben sich diesem Thema bereits wissenschaftliche Kolloquien (Kaenel/Jud 2002; Fries/Rambuscheck/Schulte-Dornberg 2005) und eine Ausstellung im Südtiroler Archäologiemuseum in Bozen gewidmet¹⁴. Jüngstes Beispiel für die Reflexion von Geschlechterrollen auf Lebensbildern und in der Prähistorischen Archäologie allgemein ist die Ausstellung „Ich Mann. Du Frau. Feste Rollen seit Urzeiten?“ im Archäologiemuseum Colombischlössle in Freiburg im Breisgau.¹⁵

Wie ist diese neue Entwicklung bei den Lebensbildern zu bewerten? Grundsätzlich ist es zu begrüßen, dass mit Stereotypen gebrochen wird und stattdessen vielfältigere Rollen abgebildet werden. Aber gab es diese ‚neuen Väter‘ auch schon in der Urgeschichte? Und die muskulösen Jägerinnen, die gleich einem Model über den Laufsteg durch die Landschaft

¹³ Ausstellung „Lebensbilder. Immaginarsi la Preistoria. Überlegungen zum Alltag in der Urgeschichte“ im Südtiroler Archäologiemuseum Bozen 2006.

¹⁴ s. Anm. 13.

¹⁵ Zur Ausstellung erschien ein gleichnamiges Begleitbuch (Röder 2014a) mit einem Beitrag zu Lebensbildern (Federer 2014).



Abb. 3: Die ‚neuen Väter‘ sind mittlerweile auch auf Lebensbildern und in Modellen in Museen angekommen. Modell zur neolithischen Siedlung Pfyn-Breitenloo im Museum für Archäologie in Frauenfeld, Kanton Thurgau, Schweiz (D. Steiner, Amt für Archäologie des Kantons Thurgau, www.archaeologie.tg.ch).

schreiten – sind sie vielleicht nur die Projektion eines gerade aktuellen weiblichen Körperideals auf die Urgeschichte? Lebensbilder sind stets eine Gratwanderung zwischen dem Eigenen und dem Vertrauten auf der einen und dem Fremden und Unbekannten auf der anderen Seite. Diesen Aspekt von archäologischen Rekonstruktionszeichnungen hat Tim Kerig sehr plastisch in seinem Aufsatz „Mammuts, !Kung und Hairstylisten – Fremdheit und Nähe in archäologischen Lebensbildern“ (2005) geschildert. Trotz aller Reflexion, die in den letzten Jahren eingesetzt hat, entrinnt wir unserem eigenen Erfahrungshintergrund nicht: Wir spiegeln uns zwangsläufig immer in den Lebensbildern, die wir produzieren. Deshalb repräsentieren sie zu einem großen Teil stets ‚Perspektiven auf das Eigene‘ und schaffen so vermeintliche Vertrautheit mit Menschen, die in der Urgeschichte gelebt haben. Doch selbst wenn die ‚neuen Bilder‘ zunächst nicht mehr als aktualistische Projektionen dar-

stellen sollten, sind sie wichtig und produktiv: Durch die Irritationen, die sie auslösen, wird scheinbar Selbstverständliches plötzlich fragwürdig, und es werden sowohl im Fach als auch in der Öffentlichkeit neue Fragen aufgeworfen. Insofern ist zu hoffen, dass die Irritationen neue Forschungsfragen generieren und neue sozialgeschichtliche Analysen auslösen, die sich den Geschlechter- und Familienverhältnissen widmen. Damit würde ein zentraler Bereich urgeschichtlicher Lebensverhältnisse in den Fokus der Forschung gelangen, der bisher noch wenig Gegenstand empirischer Untersuchungen ist.

Plädoyer für (mehr) Fremdheit

Eine wichtige Voraussetzung für die Realisierung dieser Visionen ist, dass sich „Die Archäologen“ aus der – wie auf dem gleichnamigen Gemälde von Giorgio de Chirico themati-

sierten – selbstvergessenen Betrachtung der eigenen inneren Welt lösen und die Perspektive vom ‚Eigenen‘ auf das ‚Andere‘, auf das ‚Fremde‘, lenken. Dadurch könnte ein neuer, unbefangenerer Blick auf die sozialen Verhältnisse in der Urgeschichte möglich werden. Vor diesem Hintergrund plädiere ich entschieden für (mehr) Fremdheit: Wenn wir uns urgeschichtlichen Lebensverhältnissen annähern möchten, müssen wir die Deutungsmacht des bürgerlichen Geschlechter- und Familienmodells in der Prähistorischen Archäologie reflektieren. Sonst werden wir in der Urgeschichte stets die ‚intakten‘ bürgerlichen Verhältnisse finden, die selbst in der bürgerlichen Gesellschaft in dieser idealisierten Reinform höchstens für einen kleinen Teil der Bevölkerung die Lebensrealität gewesen sein dürften. Stattdessen müssen wir uns auf die Fremdheit der urgeschichtlichen Menschen einlassen und versuchen, diese wahrzunehmen: Es waren keine Menschen wie du und ich. JägerInnen waren garantiert anders – SammlerInnen auch!

Bibliographie

- Boëtsch/Gagnepain 2008
G. Boëtsch/J. Gagnepain (Hrsg.), *Du Bigfoot au Yeti, anthropologie de l'imaginaire. Catalogue de l'exposition/Actes du colloque „L'Humain entre réalité et imaginaire“*, Quinson le 1^{er} juillet 2007. Quinson: Musée de Préhistoire des Gorges du Verdon 2008.
- Ducros/Ducros 2000
A. Ducros/J. Ducros (Hrsg.), *L'homme préhistorique. Images et imaginaire*. Paris: L'Harmattan 2000.
- Federer 2014
M. Federer, *Wer lag in Nebenkammer VI? Fakt und Hypothese im Lebensbild*. In: Röder 2014a, 196–199.
- Fries/Rambuscheck/Schulte-Dornberg 2007
J. E. Fries/U. Rambuscheck/G. Schulte-Dornberg (Hrsg.), *Science oder Fiction? Geschlechterrollen in archäologischen Lebensbildern*. Bericht der 2. Sitzung der AG Geschlechterforschung während des 5. Deutschen Archäologen-Kongresses in Frankfurt (Oder) 2005. *Frauen – Forschung – Archäologie 7*. Münster u. a.: Waxmann 2007.
- Frost 2006
P. Frost, *European hair and eye color. A case of frequency-dependent sexual selection?* *Evolution and Human Behavior* 27, 2006, 85–103.
- Green et al. 2010
R. E. Green/J. Krause/A. W. Briggs et al., *A draft sequence of the Neandertal Genome*. *Science* 328, 2010, 710–722.
- Grisard 2014
D. Grisard, *Rosarot und Himmelblau: die Farbe süßer Beeren und des Himmels bei prächtigem Jagdwetter – oder warum Mädchen Rosa lieben*. In: B. Röder (Hrsg.), *Ich Mann. Du Frau. Feste Rollen seit Urzeiten?* In: Röder 2014a, 54–67.
- Gross/Röder in Vorbereitung
E. Gross/B. Röder, *Land of Milk and Honey or Vale of Tears? Changing Living Conditions or Changing Research Perspectives on Neolithic Wetland Sites?*
- Haraway 1988
D. Haraway, *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. *Feminist Studies* 14/3, 1988, 575–599.
- Hausen 1976
K. Hausen, *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“*. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: W. Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Klett 1976, 363–393.
- Hodder 1999
I. Hodder (Hrsg.), *Inhabiting Çatalhöyük: reports from the 1995–99 seasons*. By members of the Çatalhöyük teams. Cambridge: McDonald Institute for Archaeological Research 2005.
- Karlich 1998
S. M. Karlich, *Das Mama-Papa-Kind-Syndrom – Botschaften über die Fußspuren von Laetoli*. In: B. Auffermann/G.-Ch. Weniger (Hrsg.), *Frauen – Zeiten – Spuren*. Mettmann: Neanderthal Museum 1998, 141–160.
- Kaenel/Jud 2002
G. Kaenel/P. Jud (Hrsg.), *Lebensbilder – Scènes*

- de vie. Actes du colloque de Zoug (13–14 mars 2001). Documents du Groupe de travail pour les recherches préhistoriques en Suisse N° 2. Lausanne: Groupe de travail pour les recherches préhistoriques en Suisse (GPS) 2002.
- Kaufmann 1995
F.-X. Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München: C. H. Beck 1995.
- Kerig 2005
T. Kerig, Mammuts, !Kung und Hairstylisten – Fremdheit und Nähe in archäologischen Lebensbildern. Mitteilungen aus dem Museumswesen Baden-Württembergs 38, 2005, 24–27.
- Laqueur 1992
Th. Laqueur, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt am Main: Campus 1992.
- Lutz 2010
S. Lutz, Heim und Herd. Der Begriff der ‚Familie‘ in der Fachliteratur und populären Publikationen zu neolithischen Seeufersiedlungen auf dem Gebiet der heutigen Schweiz. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit. Basel 2010.
- Lutz 2013
S. Lutz, Der Begriff ‚Familie‘ in archäologischer Fachliteratur und populären Publikationen zu neolithischen Seeufersiedlungen in der Schweiz. TÜVA Mitteilungen des Tübinger Vereins zur Förderung der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie 14, 2013, 29–56.
- Maihofer 2009
A. Maihofer, Dialektik der Aufklärung. Die Entstehung der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz und der Rassentheorien. Zeitschrift für Menschenrechte 1, 2009, 20–36.
- Mainka-Mehling 2008
A. Mainka-Mehling, Lebensbilder. Zur Darstellung des ur- und frühgeschichtlichen Menschen in der Archäologie. Remshalden: Greiner 2008.
- Masset 2005
C. Masset, Die Vorgeschichte der Familie. In: A. Burguière/Ch. Klapisch-Zuber/M. Segalen/F. Zonabend (Hrsg.), Geschichte der Familie 1. Altertum. Essen: Magnus 2005, 91–115.
- Nowotny/Scott/Gibbons 2005
H. Nowotny/P. Scott/M. Gibbons, Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewissheit. 2. Auflage. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2005.
- Owen 2005
L. Owen, Distorting the past. Gender and the Division of Labor in the European Upper Paleolithic. Tübingen: Kerns 2005.
- Pease/Pease 2005
A. Pease/B. Pease, Warum Männer nicht zuhören... Ganz natürliche Erklärungen für männliche Schwächen. Berlin: Ullstein 2005.
- Röder 2004
B. Röder, Frauen, Kinder und andere Minderheiten. Geschlecht und Alter auf archäologischen Lebensbildern. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 46, 2004, 507–520.
- Röder 2010a
B. Röder, „Schon Höhlenmänner bevorzugten Blondinen“. Gesellschaftliche und politische Funktionen der Urgeschichte im Spiegel von Medientexten. In: H.-J. Gehrke/M. Sénécheau (Hrsg.), Geschichte, Archäologie, Öffentlichkeit. Für einen neuen Dialog zwischen Wissenschaft und Medien. Standpunkte aus Forschung und Praxis. Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen/History in Popular Cultures 4. Bielefeld: transcript 2010, 79–101.
- Röder 2010b
B. Röder, Verräterische Idyllen: urgeschichtliche Sozialverhältnisse auf archäologischen Lebensbildern. In: E. Claßen/Th. Doppler/B. Ramming (Hrsg.), Familie – Verwandtschaft – Sozialstrukturen: Sozial-archäologische Forschungen zu neolithischen Befunden. Fokus Jungsteinzeit, Berichte der AG Neolithikum 1. Kerpen-Loogh: Welt und Erde 2010, 13–30.
- Röder 2013
B. Röder, Urmenschliche Bürger – bürgerliche Urmenschen. Zur Archaisierung des bürgerlichen Geschlechter- und Familienmodells über die Urgeschichte. In: D. Grisard/U. Jäger/T. König (Hrsg.), Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Königstein: Ulrike Helmer 2013, 243–256.

Röder 2014a

B. Röder (Hrsg.), Ich Mann. Du Frau. Feste Rollen seit Urzeiten? Begleitbuch zur Ausstellung des Archäologischen Museums Colombischlössle, Freiburg im Breisgau. 16. Oktober 2014–15. März 2015. Freiburg, Berlin: Rombach 2014.

Röder 2014b

B. Röder, Der Jäger und die Sammlerin: mit der Steinzeit die (Geschlechter-)Welt erklären? In: Röder 2014a, 14–39.

Schulte-Dornberg 1998

G. Schulte-Dornberg, Frauen – Körper – Sichten. Ansichten über Weiblichkeit in der abendländischen Naturwissenschaft. In: B. Auffermann/G.-Ch. Weniger (Hrsg.), Frauen – Zeiten – Spuren. Mettmann: Neanderthal Museum 1998, 65–87.

Sénécheau 2007

M. Sénécheau, Motive mit Tradition – Lebensbilder und Geschlechterrollen in gegenwärtigen

Schulbüchern. In: Fries/Rambuscheck/Schulte-Dornberg 2007, 123–162.

Sloterdijk 2006

P. Sloterdijk, Ein Team von Hermaphroditen. Interview. Der Spiegel 2006/23, 70–73.

Vénus et Caïn 2003

Vénus et Caïn. Figures de la préhistoire 1830–1930. Catalogue de l'exposition, Bordeaux, musée d'Aquitaine 13 mars–15 juin 2003; Altamira, Museo Nacional y Centro de Investigación 1^{er} juillet–7 septembre 2003; Québec, Musée du Québec, 8 octobre 2003–4 janvier 2004. Coordination éditoriale Josette Grandazzi et al. Paris: Editions de la Réunion des musées nationaux 2003.

Weltersbach 2007

K. Weltersbach, *Homo neanderthalensis* und Urmensch: Rekonstruktionen und Lebensbilder. Verhandlungen zu Geschichte und Theorie der Biologie 13, 2007, 55–69.

